

Harald Schodl

SOMMER FRISCHE

Kriminalroman

TEXT/RAHMEN

1. Auflage 2017

Copyright 2017, Verlag TEXT/RAHMEN e.U., Wien

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Dies ist ein Roman. Personen, Schauplätze und Handlung sind frei erfunden. Figuren, die aufgrund ihres Bekanntheitsgrades mit ihren tatsächlichen Namen vorkommen, erscheinen in der Geschichte unter teils obskuren Umständen. Auch diese sind frei erfunden.

Autorinnenporträt: Kurt Prinz, www.kurtprinz.at

Schriftgestaltung: TEXT/RAHMEN, www.polenimschaufenster.com

Lektorat: Philipp Preiczer

Umschlaggestaltung und Satz: Dominik Uhl

Druck und Bindung: Druckerei Finidr, Český Těšín (CZE)

ISBN 978-3-9504343-6-1

Harald Schodl

SOMMER FRISCHE

Kriminalroman

Für L. und Z.

**»Die alte Welt liegt im Sterben, die neue ist noch
nicht geboren: Es ist die Zeit der Monster.«**

Antonio Gramsci

PROLOG: DER NACHTWÄCHTER

Seit drei Stunden beobachtete er das Penthouse schon vom Dach des gegenüberliegenden Parkhauses.

Endlich schaltete jemand die grelle Beleuchtung im Inneren aus und der Glaskubus zeichnete sich nur noch als hellgraue Silhouette ab. Einzig der großzügige Swimmingpool am Südende der Dachterrasse strahlte weiterhin kühles blaues Licht hinauf in den Nachthimmel, wo Motten und Fledermäuse miteinander tanzten.

Er schaute auf seine alte Omega-Uhr, die lose an seinem Handgelenk baumelte. Er kannte den Terminplan. Sommerfest in der Galerie des Partefreundes. Sie waren spät dran. Die Ansprache des amtsführenden Stadtrates hatten sie bereits verpasst, zur Buffeteröffnung würden sie es aber wohl noch rechtzeitig schaffen. Er nahm die Baseball-Kappe ab und wischte sich mit dem Handrücken über die Stirn. Seit zweieinhalb Wochen hatte es nicht mehr geregnet. Der von der Hochsommerhitze aufgeheizte Beton in der dicht bebauten Innenstadt hielt die Temperaturen auch in den Abendstunden konstant jenseits der 30 Grad. Als würde man intuitiv und zusammengequetscht in einem dieser Brutkästen auf einer Kinderintensivstation liegen, dachte er und ging zurück zu seinem Auto. Während in den Eissalons rund um den Stephansplatz noch immer Hochbetrieb herrschte, öff-

nete er den Kofferraum seines Wagens und schleckte sich langsam über seine ausgetrockneten Lippen.

Lange genug gewartet.

1. AMTSBEKANNT

Auf dem Weg ins Polizeikommissariat versuchte Carl Sandtner, nur durch den Mund zu atmen. Es war erst kurz vor 9 Uhr und trotzdem war es im Autobus der Linie 10A bereits fast so heiß wie in einem Dampfbad. Statt der ätherischen Öle exotischer Pflanzen hing in der vollen Buskabine aber ein Gestank von Schweiß, Parfum, Leberkäse und aggressivem Putzmittel. Carl zog sich den Kragen seines weißen T-Shirts bis über die Nase und schaute durch das Autobusfenster nach draußen, wo sich ein strahlend blauer Himmel mit den grauen Zinskasernen der Ottakringer Betonwüste duellierte, die hier nur gelegentlich von Grünstreifen durchzogen wurde. Der Bus hielt vor einer roten Ampel. In einem Wohnblock hinter der nächsten Kreuzung flatterte eine Türkei-Fahne aus einem Fenster. Schräg gegenüber wehte die Flagge Albaniens, ein Stockwerk darüber hatte jemand ein Fenster mit dem Logo der PKK zugeklebt. Im Blumenbeet eines anderen Balkons steckte eine rot-weiß-rote Flagge, in deren Mitte das Logo einer großen Bierbrauerei prangte. Carl atmete tief aus und zog sich den T-Shirt-Kragen wieder nach unten. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite spielten mehrere Kinder geschickt mit einem Fußball. Während Carl ihnen zusah, berührte der Ball kein einziges Mal den Boden. Aus der Entfernung schien alles harmonisch. Aber

manchmal reichte es, wenn nur ein einziges Kind seine Rolle infrage stellte, um den Funken überspringen zu lassen und einen Flächenbrand auszulösen, den Panik befeuerte wie eine geborstene Benzinleitung. Ob es in der Gruppe hier auch einen Benny gab? *Vermutlich*, dachte Carl. *Es gibt immer einen wie Benny.*

Bennys kryptischer Anruf vor wenigen Wochen hatte Carls kleine Welt ganz schön ins Wanken gebracht. Was sollte das alles nach über drei Jahren Funkstille? Warum zum Teufel war Benny dann vor allem zum vereinbarten Treffen nicht erschienen und seitdem wie vom Erdboden verschluckt, als hätte er nie existiert? Carl schaute auf sein Handydisplay. Er versuchte es noch einmal und kam wieder nur direkt in die Sprachbox. Carl seufzte. Er wusste, dass die bisherigen Spuren allerhöchstens so hilfreich waren wie ein Paar Moonboots mitten im Hochsommer.

Immerhin hatte sich Carl gestern nach langem Überlegen doch noch seinen doppelzüngigen Dämonen gestellt – Schuldgefühle, so schwer und tief vergraben wie alte Bleirohre. Genügend Alkohol und Schmerzmittel hatten die unterschiedlichen Blickwinkel zu Kreisen geformt, Grenzen verschwimmen lassen und deren Überschreiten letzten Endes überraschend leichtgängig gemacht, als Carl auf den mit bunten Stickern beklebten Familienvan in der Einfahrt vor dem Reihenhaus gestarrt hatte. Der große rote Fleck auf Sylvias weißem Trägershirt war definitiv schon längere Zeit eingetrocknet, als sie Carl die Haustüre öffnete. Das Kind auf ihrem rechten Arm kannte Carl nicht. Auch wenn es mindestens genauso laut und viel schrie wie Irene damals, die gemeinsame Tochter von Sylvia und Benny. Während Carl beobachtete, wie Sylvia erfolglos versuchte, ihr Kind zu beruhigen, wurde ihm klar, dass die letzten Jahre wohl

auch an ihm Spuren hinterlassen haben mussten – so wie ein tollwütiger Fuchs in einer Legebatterie.

Der Linienbus fuhr um eine scharfe Linkskurve, als Carl sein Spiegelbild im Fenster betrachtete und mit der Hand über das Glas strich. Die zwei senkrechten Falten zwischen seinen Augenbrauen blieben, so wie Sylvias scharfer Tonfall gestern, als sie Carl von Bennys gigantischen Lügengebäuden berichtet hatte. Carl erschienen ihre Schilderungen zunächst als wenig glaubwürdig. Er hatte Benny zwar lange nicht gesehen, aber konnte sich jemand innerhalb weniger Jahre tatsächlich so stark verändern? Stimmt es, dass er nach einer weiteren AMS-Umschulung als Kaufhausdetektiv für 8,50 Euro die Stunde arbeitete und Zeitungsredaktionen zuletzt allerhöchstens am Tag der offenen Tür von innen gesehen hatte? Hinter Sylvias zynischer, abgeklärter Fassade glaubte Carl allerdings, Enttäuschungen entdeckt zu haben, die mehrere Familienchroniken hätten füllen können und gemeinsam mit den in letzter Zeit komplett ausbleibenden Alimenten für Irene zur Vermisstenanzeige geführt haben dürften. Als ihn Sylvia schließlich darum bat, nach Benny zu suchen, hatte Carl aber für einen kurzen Moment den Eindruck, wieder jene Sylvia vor sich zu haben, die ihm einmal so viel bedeutet hatte und der er noch niemals einen Wunsch hatte abschlagen können.

Im Bus knurrte ein Hund. Carls Blick wanderte die Leine entlang mitten in das Gesicht einer jungen Frau mit strähnigen Haaren und fettiger, glänzender Haut, die vom Sonnenbrand rot wie eine Tollkirsche war und sich auf der Nase bereits großflächig abschälte. Die Frau lächelte verlegen. Carl drückte den Knopf zum Aussteigen. Die Haltestelle Ottakringer Straße/Wattgasse hatten die Wiener Linien wegen Bauarbeiten verlegt. »Gesperrt. Drei Wochen, haben

sie gesagt. Aus den drei Wochen sind jetzt schon zwei Monate geworden. Lächerlich!«, sagte der Busfahrer und fuhr sich mit dem linken Handrücken durch seine blondierte Lockenmähne, um sie dann frisch aufgelockert wieder auf seinen Nacken fallen zu lassen. »Ja, genau. Hauptsache, die da oben zahlen das mit unseren Steuergeldern, stecken sich selbst so viel in die Taschen, bis sie kaum noch laufen können, und ein paar Arbeitslose verschwinden für die Brüsseler Spezialisten aus den Statistiken. Typisch!«, meinte irgendjemand. »Die Arbeitslosen kriegen ja sonst eh alles in den Arsch geschoben. Aber wenigstens schwitzen die sich bei der Hitze so richtig aus«, sagte ein alter Mann mit getönten Brillen. Der Busfahrer beschleunigte und eines der gekippten Oberfenster ließ Straßengeräusche, Fahrtwind und den Lärm im Bus miteinander verschmelzen. So war sich Carl zwar nicht ganz sicher, hätte aber dennoch fast schwören können, dass die alte Frau neben ihm zustimmend genickt und dabei irgendetwas über *Auschwitz* gemurmelt hatte.

Carl stieg aus dem Bus. Die hektische Sirene eines Polizeiautos wurde nahtlos von den Glocken der nahen Neuottriker Kirche »Zur Heiligen Familie« abgelöst. Carl griff in seine Hosentasche und holte ein schwarzes Bic-Feuerzeug und eine angefangene Packung Parisienne Jaune heraus – das einzige Relikt aus den vergangenen fünf Jahren in Zürich. Er klopfte eine Zigarette bis zur Hälfte aus der hellgelben Softpackung, zog sie mit seinen Vorderzähnen heraus und zündete sie an. Er kniff die Augen zusammen und schaute einen Moment in die gleißende Sonne, die nahezu denselben Farbton hatte wie die Heizstäbe eines auf Hochtouren arbeitenden Elektrogrillers. Carl hielt sich die rechte Hand vor die Augen und inhalierte den Zigarettenrauch tief bis in die letzten Ausläufer seiner Lungenflügel, als wäre er ein auf

Kokablättern kauender Konquistador auf der Suche nach dem sagenumwobenen Eldorado. Carl ging die Wattgasse entlang. Als er schließlich vor dem Amtsgebäude stand, schnippte er die Zigarette auf die Straße, drehte sich noch einmal um und sah dem Rauch nach. Ein wenig stadteinwärts verwies die Brauerei plakativ auf den früher bedeutenden Industriestandort und pumpte unermüdlich zuckersüße Malzwolken in den Hochsommerhimmel, während die nahe Manner-Fabrik ganze Straßenzüge, manchmal sogar bis hinein in die innerstädtischen Bezirke, mit dem Duft von frischen Waffeln und Schokolade erfüllte.

Carl betrat das Polizeikommissariat Ottakring. Durch die sterilen Gänge des Amtshauses huschten Uniformierte genauso wie Beamte in Zivil. Einige schleiften langsam dicke Kugelbäuche vor sich her. Andere waren besonders durchtrainiert, unruhig und laut. Wieder andere waren nichts von alledem, sondern einfach nur da. Carl meldete sich bei einem Beamten an, der ständig auf eine schwarze Armbanduhr aus Plastik sah, während Carl sein Anliegen vorbrachte. Dann setzte Carl sich auf eine der Holzbänke im Wartebereich. Er blickte auf die Plakate an den Wänden und las die bunten Überschriften, die für den Einsatz von mehr Sicherheitstechnik in den eigenen vier Wänden warben und den neuen, modernen Servicecharakter der Exekutive unterstreichen sollten.

Carl hörte Stimmenwirrwarr in den langen Gängen. Mehrere junge Polizisten einer Bereitschaftseinheit unterhielten sich einige Meter von ihm entfernt. Gesprächsfetzen hallten die Wände entlang. Die Polizisten marschierten lachend an Carl vorbei. Carl blieb sitzen und schaute auf die Uhr auf seinem Handy. Ein Polizist ging mit mehreren Pizzakartons an ihm vorbei und hüllte ihn in eine dampfende

Wolke aus geschmolzenem Käse und heißer Salami. Irgendwann kam ein älterer Beamter vorbei und fragte, was Carl hier tat und ob er ihm helfen könne. Nein, konnte er nicht. Als Carl schließlich nach 37 Minuten aufgerufen wurde, blickte er in stahlblaue Augen, die von einer eckigen schwarzen Brille mit dunkelblauen Streifen an den Bügeln umrahmt waren. Der Mann stellte sich als Heinz Lafa vor, Abteilungsinspektor. Er hatte schwarze Haare, die an den Seiten kurz geschoren waren. Sein dünner Oberlippenbart verlieh seinem Äußeren etwas von einem noblen Star aus der Stummfilmära, während seine sonnengegerbte Haut so gar nicht dazu passen wollte. Auf seinem Schreibtisch lagen zwei Krimis von Wolf Haas und ein Sachbuch über den Islamischen Staat. Ob das für oder gegen Lafa sprach? Carl wusste es nicht, er hatte keines der Bücher gelesen. Direkt vor Lafa lag ein etwa 50 Seiten dicker Aktenordner, auf dessen Umschlag geschrieben stand: »E4/1946859/15. Benjamin Kappel, geb. 16.4.1980, p.A. Donauefelderstrasse 18, 1210 Wien.« Lafa schaute Carl in die Augen, lächelte und fragte: »Praktisch, wenn man mit jemand wie Oberst Traunstein befreundet ist, oder?«

»Davon hat er mir ja gar nichts erzählt, denn als wir uns zum letzten Mal getroffen haben, war er erst Chefinspektor. Da hat er in der Zwischenzeit wohl einige Stiefel geleck«, antwortete Carl und sah zur Wand hinter Lafa, an der ganz links ein Bild hing. Darauf waren Lafa und ein anderer Mann mit Jagdgewehr zu sehen. Vor den beiden lagen ein Wildschwein und zwei Frischlinge mit geschlossenen Augen, gefesselten Vorder- und Hinterläufen und heraushängenden Zungen. »Herr Sandtner, ich will ganz offen sein. Ich hab nicht ewig Zeit. Was genau wollen Sie hier und vor allem von mir? Was genau ist so wichtig, dass mich Traunstein und seine Leute von der Pressestelle zu dem Termin hier mit

Ihnen verdonnert haben?«, fragte Lafa und zwinkerte hektisch mit dem linken Auge, als wäre ihm etwas hineingeflogen.

»Herr Lafa, wie Sie wissen, bin ich auf der Suche nach Benjamin Kappel, und da Sie die Ermittlungen in dem Fall leiten, wollte ich bei Ihnen persönlich nachfragen, ob Sie denn schon irgendeinen Anhaltspunkt haben, wo er stecken könnte?«

Lafas Augenlid begann jetzt zu zucken wie die Nadel eines Telegrafens. »Herr Sandtner, haben Sie eine Ahnung, wie wir hier arbeiten? Über 3.000 Vermisstenmeldungen pro Jahr. Alleine in Wien. Glauben Sie mir, nur ganz wenige Fälle bleiben wirklich ungelöst. Die sind dann aber ein umso tieferer Stachel im Fleisch. Unangenehm, man ist ja schließlich weder taub noch blind und schon gar nicht herzlos. Man bekommt mit, was die Angehörigen und Freunde durchmachen. Kein Zweifel.« Lafa starrte an die Decke. »Manche Fälle nimmt man mit ins Bett.« Lafa kratzte sich am Kinn, dann sagte er mit monotoner Stimme: »Das Verschwinden von Benjamin Kappel gehört da nicht unbedingt dazu.«

»Hören Sie, ich möchte von Ihnen wirklich nur wissen, was Sie konkret unternehmen, um Benny zu finden. Möglicherweise kann ich Ihnen helfen«, sagte Carl.

Lafa verschränkte die Arme hinter seinem Nacken. Starrte wieder an die Decke. »Herr Sandtner, ich habe ja vollstes Verständnis dafür, dass Sie wegen Ihrem Freund aufgeregt sind. Aber Sie müssen auch meine Position verstehen. Ich soll in dem Job hier Seelsorger, Psychologe und Kriminalist in Personalunion sein. Und zwar in genau dieser Reihenfolge. Man taucht ein in das Leben der verschwundenen Person. Ist der Mensch immer brav nach der Arbeit nach Hause gekommen? Oder war er früher schon einmal weg? Länger? Ohne den Angehörigen was davon zu sagen?« Lafa nieste. Wischte sich mit dem Unterarm über die Nase und sagte:

»Manchmal, Herr Sandtner, ob Sie's glauben oder nicht, da bewahrheiten sich sogar die allergrößten Klischees. Da taucht einer wirklich nach 25 Jahren wieder auf und war tatsächlich bei der Fremdenlegion oder auf irgendeiner polynesischen Insel Kokosnüsse pflücken und Hula tanzen. Haben Sie gewusst, dass es mittlerweile eigene Agenturen gibt, die Menschen dabei helfen unterzutauchen? Die bieten ihre Dienste im Internet an, als wären sie ein ganz normales Reisebüro. Für ein paar Tausend Euro bekommt man da eine komplett neue Identität.«

»Und Sie wollen mir jetzt tatsächlich weismachen, dass Benny vollkommen freiwillig von der Bildfläche verschwunden ist?«

»Wir haben zumindest keinen einzigen Hinweis auf ein Verbrechen gefunden. Außerdem hatte Ihr Freund ja gute Gründe unterzutauchen.«

»Und zwar?«

»Zum Beispiel war er nur einen Atemzug davon entfernt, seine Wohnung endgültig zu verlieren. Außerdem hatte Kappel Schulden bei seiner Exfrau, einer gewissen ...«

Carl fiel ihm ins Wort: »Sparen Sie sich das, ich kenne die Frau.«

Lafa klatschte in die Hände. »Na also, dann sollte es ja gar nicht so schwer sein, das alles zu verstehen. Vor allem für Sie als Akademiker. Vielleicht hat Ihr Freund einfach nur keine Lust mehr gehabt, weiterhin einen Großteil seines mickrigen Schnüffler-Gehalts an seine Exfrau abzudrücken. Das kommt häufiger vor, als man denkt. Manche wollen von einem Ehepartner oder gleich der ganzen Familie nicht gefunden werden. Andere von der Regierung, dem Finanzamt oder der Polizei. Wieder andere sind irgendwie an viel Geld gekommen, haben sich mächtige Feinde gemacht oder sitzen

mit einem selbst gebastelten Alu-Hut und Pfeil und Bogen irgendwo zitternd in der Kanalisation und warten auf den Weltuntergang. Die Motive fürs Untertauchen sind so vielfältig wie die fürs Fremdgehen. Aber eines – und das können Sie mir glauben – haben alle gemeinsam, die so plötzlich von der Bildfläche verschwinden: Sie wollen ihr altes Leben hinter sich lassen und nicht gefunden werden.«

»Und wenn ich Ihnen das nicht abnehme? Ich kenne Benny. So plötzlich hätte er sich nie aus dem Staub gemacht. Nicht ohne vorher irgendjemandem Bescheid zu sagen.«

»Was ich mich dann an Ihrer Stelle fragen würde, und bevor Sie sich wieder unnötig aufregen, sage ich Ihnen das gleich vorweg: Diese Fragen gehören zum Standardprozedere und wurden natürlich bereits eingehend von den Kollegen der Kriminalpolizei überprüft.« Lafa klopfte mit dem linken Zeigefinger auf den Aktenordner, dann sagte er: »Wenn es Ihnen also wirklich keine Ruhe lässt, dann fragen Sie sich mal Folgendes: Hat Ihr Freund Kappel vor irgendetwas Angst gehabt? Oder vor irgendjemandem? Könnte er seinen Abschied vorbereitet haben? Gezielt? Möglicherweise sogar mit Hilfe von jemand anderem?«

»Kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen.«

»Menschen ändern sich, Herr Sandtner.«

»Was ist mit seinem Handy? GPS-Ortung?«

Lafa schüttelte den Kopf. »Wenn das Gerät abgeschaltet ist, hilft das alles nichts.«

»Wie gründlich haben Sie denn überhaupt sein Umfeld überprüft?«

Lafa verschränkte die Arme wieder hinter seinem Kopf und schaute Carl in die Augen. Dann beugte er sich nach vorne und öffnete den Aktenordner. »So weit es unsere Ressourcen zulassen«, murmelte er.

»Das heißt?«, fragte Carl.

Lafa verdrehte die Augen: »Ich werde Ihnen jetzt mal was sagen, Herr Sandtner. Selbstverständlich arbeiten sämtliche Einheiten der Wiener Polizei mit Hochdruck an dem Fall. Bundeskriminalamt und Verfassungsschutz sind ebenfalls mit an Bord. Und Spezialisten vom Abwehramt haben zum Glück bereits Amtshilfe zugesagt. Was würden wir schließlich ohne deren internationale Kontakte machen? Eine eigene Task-Force unter der Führung des Innenministeriums leitet die Ermittlungen. Nächste Woche kommen angeblich auch noch zwei FBI-Agenten zur Unterstützung. Und sogar der Mossad will helfen, falls wir ihn brauchen sollten. Hab ich zumindest heute Morgen, kurz nach unserem Telefonat, auf dem Pissoir gehört.« Lafa stützte seine Ellbogen auf dem Schreibtisch ab, faltete die Hände und sagte: »Herr Sandtner, jetzt mal im Ernst. Lassen Sie es gut sein. Ihr Freund wird eines Tages wieder auftauchen oder eben nicht. Aber Fakt ist, dass das alles einzig und allein seine eigene Entscheidung sein wird.«

»Was macht Sie da so verdammt sicher?«

»Instinkt und Erfahrung.«

»Benny hat mir gegenüber angedeutet, dass er irgendeiner krummen Sache in einem großen Wiener Kaufhaus auf der Spur ist. Möglicherweise ist er dabei ja jemandem auf die Zehen gestiegen. Haben Sie in dieser Richtung auch nur ansatzweise ermittelt?«

Lafa seufzte und blätterte im Aktenordner. Dann begann er, langsam vorzulesen: »21. Mai 2006, 11:12 Uhr. Herr Benjamin Kappel erscheint im Polizeikommissariat Floridsdorf und berichtet aufgeregt, dass in der Nähe der Alten Donau vier Kinder in einem Container eingesperrt sind. Als eine Funkstreife dorthin fährt, stellt sich heraus,

dass es sich um eine Erlebnistour eines Kindergartens handelt. 3. Februar 2007, 15:31 Uhr. Herr Benjamin Kappel ruft im Polizeikommissariat Liesing an. Bei einem Spaziergang hat er mehrere schwer bewaffnete Personen im Draschepark beobachtet. Diese trugen laut Schilderung von Herrn Kappel Wehrmachtsuniformen.« Lafa trank einen Schluck Wasser, bevor er sagte: »Paintball, Herr Sandtner. Die mutmaßlichen Neonazis waren ein paar Jugendliche, die Paintball gespielt haben. Haben Sie noch Zeit? Soll ich weiter aus dem Akt zitieren? Ich könnte Ihnen da noch genug vorlesen.«

»Nicht nötig. Ich werde ihn finden, darauf können Sie sich verlassen.«

»Aus rein persönlichem Interesse: Was macht Sie da so sicher?«

»Instinkt und Erfahrung, Herr Lafa.«

Lafa griff nach einem Kugelschreiber, der zusammen mit mehreren Textmarkern und verschiedenfarbigen Blei- und Buntstiften in einer dunkelblauen NYPD-Tasse auf seinem Schreibtisch steckte. »Unter uns beiden, Herr Sandtner. Es kommt Ihnen wohl nicht ganz ungelegen, dass Kappel verschwunden ist?« Lafa lehnte sich in seinem Bürostuhl zurück, streckte die Beine aus und lutschte am Ende des Kugelschreibers.

»Wie meinen Sie das?«, fragte Carl.

Lafa nahm den Kugelschreiber aus seinem Mund und setzte sich wieder aufrecht hin. »Genau so, wie ich's gesagt hab, Herr Sandtner. Seine Exfrau und Sie. Sie sollen sich gut verstanden haben. Zu gut für eine rein freundschaftliche Beziehung, wenn Sie mich fragen.«

»Schnüffeln Sie in meinem Privatleben herum?«

»Warum reagieren Sie denn da gleich so empfindlich, Herr Sandtner? War doch nur eine ganz simple Feststellung.«

»Die Ihnen nicht zusteht.«

Lafa lächelte und zuckte mit den Schultern. »Ach, Herr Sandtner. Nehmen Sie sich doch selbst nicht so wichtig. Es gibt überhaupt keinen Grund sich aufzuregen.« Carl wollte sich gerade umdrehen und das Büro verlassen, als Lafa mit dem Kugelschreiber auf die Tischplatte schlug und sagte: »Wenn ich Sie schon mal hier habe, eine letzte Frage hätte ich noch an Sie.« Lafa öffnete erneut den Akt und nahm ein paar zusammengeheftete Blätter heraus, die nach einem Fax aussahen. Lafa fuhr mit seinem rechten Zeigefinger über eines der Blätter, als würde er etwas suchen. Dann blieb er mit dem Zeigefinger stehen und klopfte damit auf das Papier, direkt auf ein paar Nummern, die von einem roten Kreis umrahmt waren. »Die Aufzeichnungen des Mobilfunkanbieters haben ergeben, dass Ihr Freund Kappel zuallerletzt mit jemandem in Zürich telefoniert hat. Dann hat er sein Handy ausgeschaltet und es bisher nicht wieder aufgedreht. Sie haben nicht zufällig eine Idee, mit wem er da gesprochen haben könnte?«

»Keine Ahnung. Vielleicht mit seinem Vermögensberater?«

»Sehr witzig. Der Anschluss war bis vor wenigen Tagen auf Ihren Namen angemeldet.«

»Was Sie nicht sagen. Bin ich jetzt also doch verhaftet?« Carl streckte die Arme und Handgelenke aus.

»Machen Sie sich nicht lächerlich.«

»Herr Lafa, ich will nur meinen Freund finden. Das ist alles. Haben Sie gewusst, dass er eine kleine Tochter hat? Wie soll man ihr erklären, was mit ihrem Vater passiert ist?«

Lafa wippte mit seinem Oberkörper langsam vor und zurück, stieß einen kurzen Seufzer aus und sagte: »Kennen Sie Heimwert in der Innenstadt?«

»Das Kaufhaus?«

Lafa nickte.

»Dort hat doch Benny zuletzt gearbeitet, oder?«

Lafa nickte erneut und fuhr mit dem Zeigefinger am oberen Rand seiner rechten Ohrmuschel entlang. »Was ich Ihnen jetzt sage, haben Sie nicht von mir, klar?« Lafa sagte leise: »Eine Ermittlung hätte ich bei meinem Vorgesetzten niemals durchgebracht, wo sich momentan eh alle nur um die Flüchtlinge, innere Sicherheit und den Grenzschutz scheren. Jedenfalls ist die Suppe, in der ihr Freund Kappel schwimmt, viel zu dünn – fast so wässrig wie die in unserer Kantine.« Lafa klopfte langsam und rhythmisch mit dem Kugelschreiber auf die Tischplatte. »Manfred Racz, Sicherheitsverantwortlicher bei Heimwert. Wenn ich etwas gutzumachen hätte, würde ich mir den mal genauer ansehen.«

»Warum?«

»Instinkt und Erfahrung, Herr Sandtner.«

»Und warum erzählen Sie mir das alles?«

Lafa schüttelte den Kopf. »Herr Sandtner, in was für einer Welt leben Sie eigentlich? Glauben Sie allen Ernstes, dass wir Polizisten keine Freunde haben oder ich etwa nicht weiß, wie es sich anfühlt, einen Fehler gemacht zu haben, für den man ein ganzes Leben lang bitter bezahlen muss?«

2. 27 ROSEN

Als der Pilot die Schubumkehr einleitete, heulten die Triebwerke des Airbus A321 auf, während Wien und seine Touristenattraktionen wie Riesenrad, Uno City und Stephansdom darunter immer deutlicher zu erkennen waren. Annette Racz nahm die bernsteinfarbene Sonnenbrille ab, die sie kurz vor der Scheidung von ihrem Exmann Oliver geschenkt bekommen hatte. Erst heute hatte ihr wieder jemand gesagt, wie gut die Farbe des Brillengestells zu ihrem Teint passte, und Annette damit zum Kopfschütteln gebracht. Die getönten Gläser hatten sie während des Langstreckenfluges zumindest zeitweise schlafen lassen und die meisten unerwünschten Gespräche im Keim erstickt. Doch nun musste sie ja eigentlich niemandem mehr etwas vormachen. Außerdem wollte sie ihre Heimatstadt ungefiltert aus der Luft betrachten. Annette steckte die Sonnenbrille in das dunkelbraune Lederetui mit der goldenen Ankerprägung. Sie drehte ihren Kopf nach links und schaute aus dem kleinen Fenster des Flugzeuges. Annettes Nasenschleimhaut war ausgetrocknet von insgesamt 19 Stunden Flug – und nicht wie früher vom Koks, das sie sich noch vor wenigen Monaten wie die Turbodüse eines dieser modernen Staubsauger ohne Beutel in ihren Körper gezogen hatte und das alles so einfach gemacht hatte. Viel zu einfach. Sie schaute auf die Plätze rechts von

sich, wo eine Mutter ihrer kleinen Tochter noch kurz vor der Landung in Wien die Haare bürstete. Annette hatte die beiden seit dem Abflug aus der Karibik beobachtet und auch in dem kleinen Café in London-Heathrow, während sie alle auf den verspäteten Anschlussflug gewartet hatten. Der Mutter fiel die Haarbürste aus der Hand und das Mädchen lachte. Ihre blonden Locken waren fast so widerspenstig wie die von Leonie, Annettes eigener Tochter, die sie seit über einem halben Jahr nicht mehr gesehen hatte. Im direkten Anflug auf die Landebahn schloss Annette die Augen. Sie dachte an Leonie und ihr Lächeln und daran, was sie wohl gerade tun würde. Ob ihre Tochter sie wohl auch so sehr vermisste oder ob das Bild ihrer Mutter schon langsam verblasste wie die Erinnerungen an das erste Jahr im Kindergarten?

Annette ging durch die Zollkontrolle in Wien-Schwechat. Das Ressort auf Antigua war nun weit weg, als hätte es nur in weichgezeichneten Träumen existiert: die saftigen grünen Palmen, der wellenförmige Infinity-Pool, die schattige Terrasse, der gepflegte Garten, das türkisfarbene Meer und die Abschiedsworte der Therapeutin: »*Genießen Sie sich selbst.*« Die karibische Sonne während des mehrwöchigen Aufenthalts in der Klinik hatte Annettes Haut zart haselnussbraun gefärbt. Annette versuchte, sich möglichst unauffällig im Schritt zu kratzen. Seitdem sie kurz vor dem Abflug mit den beiden Australiern geschlafen hatte, juckte es sie dort ständig, was sie tatsächlich kurz beunruhigte, bis ihr im nächsten Augenblick einfiel, dass beim letzten Mal mit Teebaumöl beträufelte Tampons wahre Wunder gewirkt hatten.

Die uniformierten Zollbeamten starrten Annette auf den Busen und auf den Hintern, der in einer der neuen weißen Wrangler-Jeans steckte, die sie sich bei der freundlichen Straßenhändlerin direkt am Hafen von Saint John's gekauft

hatte. Trotzdem das Jucken zwischen den Beinen mit jedem Schritt stärker wurde, freute sich Annette, dass sie nach dem Entzug und den ganzen karibischen Genüssen mit all den scharfen Gewürzen, der vielen Kokosmilch und den gehaltvollen Kochbananen und Süßkartoffeln zumindest wieder ein paar Kilos mehr auf den Rippen hatte. Auch wenn Annette seit mehr als 24 Stunden unterwegs war, wusste sie, was zu tun war, als sie die Empfangshalle betrat. *Johannes endlich verlassen. Endgültig.*

Das knallig blaue Longsleeve spannte und war mindestens eine Nummer zu klein, was den großen Aufdruck auf der Vorderseite seltsam verzog: ein gelber Löwe mit roten Boxhandschuhen, der einer Maus ins Gesicht schlug, deren kleine Zähne in hohem Bogen davonflogen. Darunter stand in weißer Schrift Uppercut. Dazu trug Johannes Hoffmann eine hellblaue Diesel-Jeans, extrastarke Used-Waschung. Um den legeren Freizeitlook zu unterstreichen, hatte Hoffmann cognacfarbene Mokassins von Tommy Hilfiger angezogen. Als er Annette sah, lächelte Hoffmann mit geschlossenen Lippen. Seine dünnen, überlangen Schnurrbarthaare wackelten dabei wie die Fühler eines Insekts in den Sturmböen eines herannahenden Sommergewitters. In der rechten Hand hielt Hoffmann einen Strauß Blumen. Rote Rosen, 27 Stück. »Für jeden Monat eine Blume«, hatte er zur Verkäuferin am Westbahnhof gesagt und ihr in den Ausschnitt gestarrt, während sie die Rosen am Tresen in dunkelrotes Packpapier einwickelte.

Hoffmann schwitzte in den Händen, trotzdem sich Annette die letzten Wochen über gar nicht mehr bei ihm gemeldet

hatte. Über 30.000 Euro hatte er für ihren Entzug hingeblättert. Den Flug und all die unnützen Therapiestunden in Wien noch gar nicht mitgerechnet. Als er Annette durch die Schiebetüre in die Empfangshalle kommen sah und glaubte, ein Lächeln auf ihren vollen Lippen zu entdecken, wusste er aber wieder, warum er das alles auf sich nahm: *Diese Frau ist einfach jeden einzelnen beschissenen Cent wert.*

Annette ließ den Griff ihres Trolleys los und blieb einen halben Meter vor Johannes Hoffmann stehen. Selbst von dort aus roch sie noch sein neues scharfes Parfum, das aufdringlich nach Wacholderbeeren stank. Hoffmann machte einen Schritt nach vorne. Annette spürte den Schweiß auf seiner Brust, als er sie umarmte und an sich drückte. Ihre Bauchmuskeln wurden steinhart, als er seinen linken Arm hob und ihr mit der Hand durch die Haare fuhr, um sie kurz danach auf die Stirn zu küssen. Sie fühlte, wie seine Barthaare über ihre Augenlieder strichen, als wären es die Beine einer ungeduldigen Vogelspinne auf der Jagd, wenige Augenblicke vor dem tödlichen Biss. Johannes Hoffmann steckte Daumen und Zeigefinger in seinen Mund und pfiß einmal laut. Kurz darauf erschienen seine beiden Schatten. Paul »Zucker-Pauli« Fellner und Georg »Satin-Schorsch« Hufnagl. Beide schüttelten Annette die Hand. Wer Georg Hufnagl persönlich begegnete und seine glänzenden Anzüge sah, wusste sofort, dass derjenige, der ihm den Spitznamen »Satin-Schorsch« verpasst hatte, nicht mit besonderer Kreativität gesegnet war. Bei Paul Fellner war es schwieriger, auch wenn es allein in Wien genügend Leute gab, die wussten, warum er »Zucker-Pauli« genannt wurde. Dennoch, vermutlich aber

eher genau deshalb, fand man kaum jemanden, der bereit war, die Wahrheit zu erzählen.

»Zucker-Pauli« Fellner zog Annettes Trolley hinter sich her, während die Absätze seiner weißen Lackschuhe auf den Fliesen der Empfangshalle klapperten. »Satin-Schorsch« Hufnagl nahm das Ticket für das Parkhaus aus der Innentasche seines hellbraunen Satin-Sakkos. Dabei blitzte der Perlmuttergriff seiner modifizierten und vergoldeten Glock auf, bevor er sein Sakko wieder schloss. Johannes Hoffmann hielt Annette die Autotüre auf und sagte: »Du hast mir bestimmt viel zu erzählen, Süße.« Sie schaute Hoffmann an, öffnete ihre Lippen und sagte: »Stimmt.« Dann stieg sie langsam ein und spürte, wie sich alles in ihr verkrampfte.

Am Beifahrersitz wischte Georg Hufnagl mit der flachen Hand über sein Satin-Sakko. Bei jeder Bewegung raschelte der Kunststoff wie ein Stück billiges Recycling-Klopapier. Hoffmann sah Satin-Schorsch dabei zu. Nach einer halben Minute schüttelte er den Kopf und sagte: »Kannst du jetzt mal mit der Scheiße aufhören? Deine Ticks machen mich wahnsinnig.« Hufnagl drehte sich um und nickte.

Als die Nachrichtensprecherin die Wetterprognose mit großer Freude über die Hitzewelle eröffnete, schaltete Hufnagl mit einem Seufzer das Autoradio aus und schaute auf das staubige Armaturenbrett. Er konnte einfach nicht anders. Er drehte seinen Kopf leicht nach links und versuchte herauszufinden, ob Hoffmann ihn schon wieder beobachtete. Hufnagl war sich zwar nicht ganz sicher, hob schließlich aber doch die Hand und streckte sie langsam in Richtung Armaturenbrett aus. Als er es mit den Fingerspitzen berührte, packte ihn Hoffmann von hinten und sagte: »Denk nicht mal dran. Außer du willst deine fetten Wurstfinger für immer verlieren.« Worauf Hufnagl seine

Hände blitzschnell in den Taschen seines Satin-Sakkos verschwinden ließ.

»Pass mir bloß auf den Idioten neben dir auf, Pauli. Ich und die Madame haben einiges nachzuholen«, sagte Hoffmann zu Paul Fellner, der nickte und die Flughafenausbahn im Blick behielt.

»Wie geht's dir damit, meine Süße?«, fragte Hoffmann Annette.

»Na wie soll es mir schon gehen?«, antwortete sie und schlug ihr linkes Bein über ihr rechtes.

»Damit«, sagte Hoffmann und klopfte Annette auf den linken Unterschenkel. Ein hohler metallischer Klang ertönte. »Wahnsinn, was da mittlerweile für Hightech drinsteckt. Kein Vergleich zu deiner vorigen Prothese, oder, Süßeste?«

Annette antwortete nichts und schaute beim Fenster hinaus, während sie an der Ö Raffinerie vorbeifuhren. Hoffmann klopfte wieder auf die Prothese. »Leichtmetall, wie im Flugzeugbau. Oder bei einem deiner Baseballschläger, Pauli«, sagte Hoffmann und lachte. Auch Zucker-Pauli lachte, nahm eine Hand vom Lenkrad und hielt sie vor seine braunen, von Karies zerfressenen Zahnstummel. Satin-Schorsch sagte zu ihm: »Jetzt schämst du dich schon wieder. Lass dir jetzt endlich mal dein verdammtes Maul in Ordnung bringen. Ich habe absolut keine Lust mehr, dein Kindermädchen zu spielen, nur weil du wieder einmal mit zugeschwollener Fresse im Bett liegst.«

»Halt die Schnauze«, zischte Zucker-Pauli durch zugekniffene Lippen und sah im Rückspiegel, wie Hoffmann auf dem Rücksitz Annette den Hals abschleckte und ihre Brüste massierte. Annettes Wange glänzte, und sie kniff die Augen zusammen, bis Hoffmann den Vorhang zuzog und

Satin-Schorsch und Zucker-Pauli nicht mehr nach hinten sehen konnten, sondern Hoffmann nur noch stöhnen hörten. Was ungefähr so klang wie ein brünstiger Hirsch in einem nebligen Auwald.

3. VERTIEFUNGSGEBIET FLUGSICHERUNG

Das Wetter hätte nicht besser sein können. Die sternenklare Sommernacht verlieh dem alljährlichen Grillfest im Modellbauclub Breitenfurt heuer endlich einmal den gebührenden Rahmen. Bunte Glühbirnen hingen auf Ästen. Stromkabel lagen quer über die Wiese verteilt, auf der Gänseblümchen, Löwenzahn, Klee und Disteln schon wieder üppig sprießen, wie Manfred Racz kopfschüttelnd feststellte, trotzdem er sie mindestens einmal in der Woche selbst von Hand abschnitt, die Wurzeln ausriss und neue Grassamen säte. Weil er wieder einmal in der Arbeit aufgehalten worden war, hatte er es heute Nachmittag nicht mehr geschafft, einen Kontrollgang zu machen. Es half aber ohnehin alles nichts. Das verdammte Unkraut wucherte munter wie ein Krebsgeschwür.

Obwohl ein Großteil der Vereinsmitglieder die Feier schon verlassen hatte, war die Stimmung ausgelassen. Deutsche Schlagermusik wurde vom nächtlichen Laichgesang der Frösche aus dem Biotop hinter den Hügeln begleitet. Gelsen, Motten und Nachtfalter schwirrten durch die Luft, bis sie zischend im UV-Insektenkiller verglühten. Es knisterte, blitzte, brutzelte, rauchte und stank, während Manfred Racz und seine Clubkollegen unter der Laube vor dem Vereinslokal saßen. »Wenn ich's euch sage. Diese scheiß Vampire werden dabei mit 1.800 Volt gegrillt«, sagte Manfred.

Niemand nahm Notiz von ihm. Stattdessen wurde grölend eine Flasche selbst gebrannter Marillenschnaps herumgereicht und das vereinsinterne Trinkritual zelebriert. Manfred Racz wendete seinen Blick ab und schaute in die glühenden Kohlen beim Feuerplatz. Er starrte in leere Augenhöhlen und sah die eingeschnittene, aufgeplatze, verbrannte und verkohlte Haut und das abgeschnittene, herausgerissene Muskelfleisch. Die Rippenknochen glänzten weiß und im weit aufgerissenen Maul steckte ein mittlerweile verdorrter Apfel.

»Möchte niemand mehr etwas essen?«, fragte Manfred jetzt laut und schaute dabei wieder in die Runde, die ihn neuerlich kollektiv ignorierte. *Besoffene Arschgeigen*, dachte Manfred Racz. Ein Reh lief aus dem Waldstück neben der Landebahn hervor, schlug einen Haken und verschwand wieder im Dickicht. Manfred quetschte sich auf die hölzerne Heurigenbank. Das grünlackierte Metallgestell quietschte. Möglichst unauffällig versuchte Manfred, die selbst gebastelte Komresse wieder über seine vergrößerten Brustdrüsen zu schieben. Die Vereinsabende kamen ihm momentan besonders gelegen. Keinen einzigen Anlass hatte er in den letzten Wochen ausgelassen. Ablenkung war wichtig und an Schlaf war derzeit, nicht nur wegen der Hitze, ohnehin nur schwer zu denken. Manfred schaute hinüber zur Landebahn, als hinter ihm im Vereinslokal jemand die Klospülung betätigte. Der stellvertretende Kassier Franz Preßl kam wieder unter die Laube und machte sich den Reißverschluss seiner ausgebeulten dunkelbraunen Bundfaltenhose zu, während er sagte: »Verstrebter Doppeldecker mit starrem Fahrwerk. Ich sag's euch: Es war ganz eindeutig eine Fokker D.VII. Sogar der Stahlrohrrahmen war maßstabsgetreu zusammengeschweißt.«

»Und die Flügel?«, fragte Manfred.

»Holz. Mit Stoff bespannt«, antwortete Franz.

»Seiten- und Höhenleitwerk?«

»Dünne Stahlrohre. Ich glaub, ich hab noch nie so eine Steigleistung gesehen.« Franz imitierte Motorengeräusche und hob die rechte Hand senkrecht nach oben. »Der Rote Baron hätte seine helle Freude gehabt. Auf Richthofen, den Held der deutschen Jagdfliegerei!« Die Vereinsmitglieder protesteten sich zu. Gläser klirrten und noch mehr Trinksprüche wurden gemeinsam in die Nacht hinausgeschrien. Manfred suchte sein Glas. Als er es endlich auf dem Boden gefunden hatte, hob er es schnaufend auf und ging zum 50-Liter-Partyfass. Er drückte den Zapfhahn nach unten. Statt kaltem Bier kam aber nur mehr lauwarmer Schaum heraus. Manfred fluchte, goss den Schaum aus und schenkte sich warmen Weißwein aus einer offenen Dopplerflasche ein. Er versuchte, dabei nicht auf den Griller zu schauen. Das sezierte Spanferkel sah noch immer viel zu verlockend aus, aber seitdem ihm sein Hausarzt Dr. Plavek das neue Schlankheitsmittel verschrieben und von der »Wunderpille der Hollywoodstars aus Amerika« vorgeschwärmt hatte, war zusätzlich strenge Diät angesagt. Immerhin hatte Manfred in den ersten Wochen bereits 1,2 Kilogramm verloren. Seit zehn Tagen blieb der Zeiger der Waage aber stur, wie gemeißelt in derselben Position. Von Scheißhaufen, die mehr an Klärschlamm erinnerten als an etwas, das tatsächlich aus einem Menschen kommen konnte, hatte ihm Dr. Plavek auch nichts gesagt, aber immerhin hatte er an Manfreds Geduld appelliert und ihn mehrmals darauf hingewiesen, dass der Stoffwechsel Zeit brauchen würde, um sich umzustellen.

Manfred schaute wieder auf das Spanferkel, als ihm Franz ohne Vorwarnung fest auf die Schulter klopfte und sagte:

»Wir gehen noch in den Froschkönig. Kommst du auch mit, altes Haus?«

»Da muss ich heute leider passen. Die Vorbereitungen für den Auftritt vom Ernstl kommende Woche halten mich momentan zu sehr auf Trab. Sicherheitsvorkehrungen wie bei einem Papstbesuch. Danke für gar nichts, Management«, sagte Manfred und verdrehte die Augen.

»Wirklich? Der Ernstl wirkt doch im Fernsehen immer total umgänglich, ein Rock 'n' Roller aus dem Volk und für das Volk.«

»Hinter den Allergrößten stecken meistens die seltsamsten Leute. Ich könnte dir Geschichten erzählen, die würdest nicht mal du mir glauben.«

»Tatsächlich? Lass mich raten. Vor der Autogrammstunde von dieser einen Dicken aus der Fernsehwerbung hast du eine deiner Kameras im provisorischen Backstageraum installiert. Und als sie sich umzieht ...«

Manfred Racz war angewidert und fasziniert zugleich von den in alle Himmelsrichtungen stehenden Zähnen, die Franz ohne Hemmungen beim Lachen zur Schau stellte. Ganz so, als wäre es das Normalste der Welt. Manfred sagte: »Ja klar, Franz. Wir alle hier kennen deine Vorlieben. Aber ich muss dich enttäuschen: Sie hatte keinen 30-Zentimeter-Prügel zwischen ihren Beinen.«

»Sondern? Los, spann uns nicht so auf die Folter.« Franz' Augen traten hervor.

Manfred Racz streckte das Kreuz durch. Er spürte, wie irgendetwas in seinen Lendenwirbeln knackte. Es tat höllisch weh, sodass ihm kurz die Luft wegblieb. Als die Schmerzen ein klein wenig nachließen, sagte Manfred: »Ein zweites Arschloch.« Gelächter in der Runde. Am lautesten lachte Franz und klang dabei, als würde er ersticken. Wie berechen-

bar dieser Haufen doch ist, dachte Manfred und sagte: »Also gut, meine Herren, es war mir wie immer ein Volksfest.«

»Kommst du nächste Woche, Manfred?«, fragte Franz.

»Glaubt ihr wirklich, dass ich mir den Jungferflug von Roberts Spitfire entgehen lasse?«

»Die Frage ist, ob er den Brushless-Motor bis dahin einwandfrei zum Laufen bringt?«

»Das hoffe ich doch mal ganz stark. Sonst kann er sich seinen Start bei den Clubmeisterschaften dezent in die Haare schmieren.«

»Typen wie dich brauchen wir im Vorstand«, sagte Franz und klopfte Manfred Racz wieder auf die Schulter.

»Ganz genau«, sagte Manfred, streckte den Zeigefinger aus und deutete damit auf Franz. Dann öffnete Manfred die Beifahrertüre seines roten Mazda 323, rutschte schnaufend über die Mittelkonsole und zwängte sich hinter das Lenkrad mit schwarz-weißem Kunstfellüberzug. Die Fahrertüre ließ sich seit dem kleinen Auffahrunfall im Frühjahr nicht mehr öffnen. Der Auspuff schepperte wie immer, als Manfred Racz losfuhr. Auf der verbeulten Stoßstange klebte ein schwarzer Sticker mit neongelber Schrift: »Ich habe keine Zeit, mich zu beeilen!« Rechts neben der Nummerntafel hatte er noch einen Aufkleber angebracht: einen schwarzen Doppeladler auf gelbem Grund.

»Zumindest erkennen sie langsam, was sie an mir haben«, sagte Manfred Racz leise zu sich selbst, während er über Landstraßen zurück in Richtung Wien fuhr. Er musste vor einer roten Ampel halten und sagte erneut zu sich: »Schön wundern würden die sich. Von heute auf morgen auf sie scheißen. Auf sie alle. Das ganze undankbare Pack.«

Manfred war bereits wieder in Wien, kurz vor der Linzer Straße. Er schaute auf die Rückbank und lächelte. Er war gespannt, ob Katinka die Handtasche gefallen würde.

Schon jetzt war Manfred sich aber sicher, dass Katinka nicht bemerken würde, dass die Tasche nur die Hälfte des Originals gekostet hatte. Kein Zweifel. So echt, wie die Handtasche aussah. Manfred hoffte insgeheim, dass Katinka wahrnehmen würde, dass er neben den Medikamenten und dem ganzen Fasten auch das schweißtreibende Fitnessprogramm so eisern und diszipliniert durchgezogen hatte. Je mehr er darüber nachdachte, desto sicherer war er sich aber auch hier. Katinka würde bestimmt auffallen, dass seine Schultern schon um einiges breiter geworden waren. *Wenn ich so weitermache, brauche ich bald eine komplett neue Garderobe*, dachte Manfred und freute sich bereits jetzt darauf, gemeinsam mit Katinka einkaufen zu gehen und – ganz wie ein echter Gentleman – bei der Gelegenheit vielleicht gleich einen neuen BH oder Stringtanga für sie springen zu lassen. Irgendetwas, was zu ihr passte. So geschmackvoll, wie sie war.

Manfred drehte das Autoradio lauter. Die neue Nummer von Ernstl Che Kiwara lief gerade. Manfred Racz sang laut mit und war selbst ein wenig überrascht und stolz, wie gut er heute auch die hohen Töne traf.

Direkt vor dem Geronimo bremste Manfred Racz ab und lächelte zufrieden, denn heute war zum Glück ein Schrägparker frei. Diesmal würde er sich also garantiert keine Blöße vor Johannes Hoffmann und seinen Schlägern geben. »Manfreda« hatten sie ihn beim letzten Mal gerufen. *Nur weil ich ein wenig Probleme dabei habe, rückwärts einzu-parken?! Wichser!* Manfred Racz betrat den Vorraum des Geronimo. »Schickes Handtäschchen. Neu?«, fragte Tobi Winkler beim Eingang. Manfred stellte sich taub. *Soll er mich doch nur provozieren. Verrückt, wie handzahn die Liebe einen Tiger machen kann.*

»Servus, Tobi. In welchem Zimmer arbeitet Katinka heute?«

»In gar keinem.«

»Wie bitte?«

»Du hast schon verstanden.«

»Pass auf, wie du mit mir sprichst«, sagte Manfred.

»Ach ja?«

»Du weißt, dass ich quasi sein Schwager bin. Wenn du dich blöd spielst, schnappt der Wels nach dir. Und wer weiß ...« Manfred machte eine kurze Pause und schaute Tobi in die Augen. »Vielleicht frisst er dich sogar.«

»Du armseliges Würstchen. Zisch ab oder schau, dass du reinkommst, bevor ich austeste, wie tief meine Klinge in deinen Fettschwarten verschwinden kann, bis sie auf einen Knochen trifft.«

Manfreds Kopfhaut juckte auf einmal wieder fürchterlich. Als er sich kratzte, begann es zu rieseln wie im Inneren einer dieser Schneekugeln, die man überall in Souvenirläden bekommt. Weiße Hautfetzen in allen erdenklichen Größen bedeckten die Schulterpartie seines dunkelgrauen kurzärmeligen Hemdes. Das Schwarzlicht im Eingangsbereich setzte das Schauspiel perfekt in Szene. Hastig wischte sich Manfred über sein Hemd, bevor er die Lounge betrat, in deren Mitte Johannes Hoffmann stand. Er ging auf ihn zu, zog sanft an seinem Hemdärmel und sagte leise zu ihm: »Joe, kann ich dich bitte kurz sprechen?« Johannes Hoffmann drehte sich um und strich sich seinen ungepflegten Schnauzer zurecht. Dünne Bartbehaarung. Links und rechts hingen die langen flaumigen Einsiedlerhärchen über die Oberlippe, die stets knallrot und feucht war, als wäre sie die glitschige Schleimspur einer Nacktschnecke.

»Was machst du denn hier?«, fragte Hoffmann.

»Ich hatte heute eine Verabredung mit Katinka und da ...« Hoffmann hob seine rechte Hand. »Stopp! Du hattest was?«

»Katinka hat mir versprochen, dass sie sich den Abend ab halb zwölf exklusiv für mich freihält. Jetzt sagt Tobi aber, dass sie gar nicht da ist. Ich bin zugegebenermaßen etwas verwirrt, wenn nicht sogar irritiert.«

Hoffmann nickte und lächelte. »Das darf ja wohl nicht wahr sein. Komm mit. Da schauen wir gleich mal nach, was da genau los ist.«

Manfred Racz lachte und versuchte, dabei gefährlich auszu sehen. Es tat gut, mit jemandem wie Hoffmann befreundet zu sein. Verdammt gut.

Hoffmann öffnete die Türe von Katinkas Zimmer. »Alter vor Schönheit«, sagte er und ließ Manfred Racz den Vortritt. Hoffmann schloss die Zimmertüre hinter sich und rief: »Katinka. Schätzchen. Dein bezaubernder Knackarsch wird verlangt.« Johannes Hoffmann schüttelte den Kopf. Dann zischte er, als würde eine Schlange in seinem Hals stecken. Er schüttelte wieder den Kopf und verzog seine geröteten Lippen, als hätte er seinen Mund gerade eben mit Tafelessig gespült. »Schätze, heute ist nicht dein Glückstag.«

Manfreds Mund war trocken und heiß wie die Holzplatten in einer finnischen Sauna. Er spürte, dass er wieder eines dieser schmerzhaften Bläschen auf der Zunge bekam. So wie immer, wenn der Stress einfach zu viel wurde. Manfred rief zaghaft: »Katinka? Mäuschen? Ich bin's. Manfred.«

»Bist du behindert? Die Hure ist ausgeflogen.«

»Wo ist sie denn hingeflogen?«, fragte Manfred Racz und lächelte. Statt eine Antwort zu geben, rammte ihm Hoffmann die Faust mit voller Wucht in den Bauch, packte ihn an den fettigen Haaren und zog sein Gesicht zu sich heran: »Wenn du schlau bist, machst du dir keine weiteren Gedanken über die Kleine. Weder du noch irgendjemand anderer verabredet sich hinter meinem Rücken mit einem meiner Mädchen. Der

Arsch der kleinen weißrussischen Hure gehört mir, so wie der Arsch von allen anderen in diesem Haus. Genauso wie auch dein Arsch. Ist das klar?»

»Natürlich. Sonnenklar, Joe.«

Johannes Hoffmann schlug Manfred Racz leicht auf die linke Wange. Manfred zuckte zusammen, drehte seinen Oberkörper ab und fiel dabei auf den Boden. Hoffmann beugte sich über ihn und sagte: »So ist's brav. Immer schön langsam, Manfreda. Bleib ruhig liegen, so lange du willst. Das Geld für das Zimmer gibst du dann Tobi.« Hoffmann schaute auf seine Uhr. »Wenn du in zehn Minuten noch da bist, sind 300 fällig. Danach 500. Pro 5 Minuten. Freundschaftspreis. Oder sollte ich besser sagen: Familienrabatt?« Johannes Hoffmann zwinkerte Manfred Racz zu. Manfreds Magen fühlte sich an, als würden Rasierklingen darin herumschwimmen. Er blieb auf dem Boden liegen, zusammengekrümmt wie ein Regenwurm, auf den jemand draufgetreten war. Er wimmerte: »Katinka.«

Hoffmann schrie: »Was ist los?«

Manfred Racz antwortete: »Nichts.«

»Besser so«, sagte Hoffmann und verließ das Zimmer, während Manfred Racz die Augen schloss.

Jemand betrat den Raum. Dann sagte ein Mann: »Scheiß auf die Schlampe, Manfred. Wir warten hinten im Séparée schon auf dich.« Manfred öffnete zögerlich die Augen und sah Paul »Zucker-Pauli« Fellner vor sich stehen. Manfred stand auf und ging nach hinten ins Séparée. Er wusste, was er eigentlich auf gar keinen Fall tun sollte. Trotzdem tat er es schon wieder.

4. STEUERAUSGLEICH

Claudia Schneider schwamm noch eine gemütliche Länge im Pool. Dann ließ sie sich im Wasser treiben und genoss den Blick über die Häuserdächer und andere begrünte Dachterrassen. Bis hin zum Riesenrad, dessen Lichter bereits sanft strahlten. Sie hielt die Luft an und tauchte unter. Ließ sich mit geschlossenen Augen von der Musik unter Wasser berieseln. Sie hatte eigentlich nicht allzu viel übrig für die vielen unnötigen Dinge, für die Herbert in letzter Zeit Geld ausgab. Aber diese Lautsprecher! Dieser Klang! Auch die nachträglich eingebaute Gegenstromanlage im Pool versprühte einen gewissen Reiz. Sofern es Claudia gelang, den horrenden Energieverbrauch außer Acht zu lassen. Selbstverständlich wurde die Anlage von ihr bei Weitem nicht so oft genutzt wie von Herbert selbst. Wenn er denn einmal zu Hause war.

Sie hatten nicht immer so viel Geld gehabt. Vor allem die ersten Jahre in Wien waren schwierig gewesen. Als Herbert hauptsächlich damit beschäftigt gewesen war, zwischen Vorlesungen, Seminaren und Kaffeehausbesuchen die Klinken der roten Politprominenz zu putzen, während Claudia sich schon bald mit den anzüglichen Vorgesetzten in der Pressestelle abmühte. Aus der WG konnten sie schließlich ausziehen, als Herbert auf dem Sommerfest der Meidlinger Bezirksorganisation den stellvertretenden Sektionschef Bartonek

kennenlernte. Claudia war nie ganz klar geworden, warum der immerzu lächelnde Bartonek Herbert im Rekordtempo vom Laufburschen zum Büromitarbeiter und schließlich zum persönlichen Assistenten befördert hatte. Und Herbert bald viele weitere Posten zuschanzte. In den Holding-Gesellschaften, die der Stadt Wien gehörten und die querbeet einen bunten Gemüsegarten an Geschäftsfeldern beackerten: Immobilien, Events, Logistik, Umwelt und natürlich Medien.

Zwar hatten sie und Herbert mittlerweile kaum noch Zeit füreinander, aber zumindest einmal im Jahr fuhren sie zusammen weg. Fernreisen. First Class. Die meist als Geschäftsreisen verbucht wurden und von Alibi-Besuchen in peruanischen Gewerkschaftsbüros oder vietnamesischen Schuhfabriken flankiert wurden. Zum Glück gab es aber auch in den ärmsten Regionen der Welt gute Hotels, gute Restaurants und vor allem guten Wein. Aber da das eigene Gewissen zu Hause dann doch immer seltener Ruhe gab, hatte Claudia die Spendenaktion ins Leben gerufen und bereits den meisten – wenn auch nicht allen – Partefreunden von Herbert ein paar Euro abgeluchst. Für die sie aber alle eine Quittung verlangten – »wegen der Steuer«. Und einen professionellen Fotografen bei der Übergabe – »wegen dem schwierigen Licht hier«. Jedenfalls ärgerte sich Claudia nun nicht mehr so sehr darüber, dass Herbert Abend um Abend und Wochenende um Wochenende für die Partei opferte und sie selbst sich ein ums andere Mal bei irgendeinem der zahllosen Empfänge und Eröffnungen von einem seiner betrunkenen Genossen in den Ausschnitt starren lassen musste. In das Dekolleté, das Brüste beherbergte, die langsam, aber beständig verschrumpelten. Fallobst. Wie zwei Weintrauben, die sich in der prallen Sonne in Rosinen verwandelten. Auch wenn Herbert stets betonte, wie umwerfend Claudia

noch immer für ihn war. Ihr konnte er nichts vormachen. Sie hatte ihre besten Jahre hinter sich. Daran änderten auch ihre täglichen Schwimmübungen nichts. Genauso wie der vollständige Verzicht auf raffinierten weißen Zucker. Ihren Kaffee trank sie seit dem Indonesienurlaub ohnehin nur noch mit Kokosblütenzucker gesüßt. Trotzdem purzelten die Kilos einfach nicht und die Dellen auf ihren Oberschenkeln wurden tagtäglich größer. Fand sie zumindest. »Fettkrater«, sagte sie leise, während sie sich mit einem Handtuch abtrocknete. Auf der Dachterrasse im Nachbarhaus schaltete sich die automatische Bewässerungsanlage ein. Sie war sich sicher, dass dies eine der nächsten Anschaffungen von Herbert werden würde. Nach dem Kauf des Appartements in New York. Aber das war sowieso ein längerfristiges Projekt, wie auch Herbert zuletzt zugeben musste.

Heute Abend sollte noch der Techniker kommen, denn bei den derzeitigen Temperaturen öffnete der Ausfall der Klimaanlage nicht weniger als das Tor zur Vorhölle. Dass die Alarmanlage aus irgendeinem Grund seit heute Morgen ebenfalls nicht richtig funktionierte, störte sie eigentlich kaum. Aber diese verdammte Hitze machte sie wahnsinnig. Sie schloss die Terrassentüre hinter sich und ließ die Verdunkelungsrollos mit einem Tastendruck auf die Fernbedienung nach unten fahren. Als Claudia ins Badezimmer ging, hörte sie ein Rascheln aus dem Büro, so als würde jemand Akten durchblättern. Gefolgt von einem erstickten Husten, das klang, als hätte es jemand genauso zwanghaft wie erfolglos zu unterdrücken versucht. »Herbert?«, rief sie. Obwohl sie eigentlich wusste, dass es auf gar keinen Fall Herbert sein konnte. Außer er reiste neuerdings nur noch mit dem Hubschrauber zu den Parteitreffen. Schwer vorstellbar. Aber was wusste sie schon? Auf Zehenspitzen ging sie in Rich-

tung Büro und begann zu schreien, als sie plötzlich jemand am Hals packte und ihr mit einer eiskalten, verkrampften Hand den Mund zuhielt. Sie versuchte, sich loszureißen, und sah, dass die Safe-Türe weit offen stand. Sie schlug um sich. Die Baseball-Kappe des Angreifers flog durch die Luft. War das tatsächlich das alte Logo der Gewerkschaft, das darauf eingestickt war? Keine Zeit, weiter zu überlegen. Sie wollte ihren Kopf drehen und spürte, wie ihre Nackenmuskeln dabei anschwellen und der Angreifer einen Moment seinen Griff lockern musste. Kein Zweifel. Sie hatte ihn schon einmal gesehen. Bei ... In ihren Ohren ertönte ein knirschen-des Geräusch, als würde man mit dicken Schuhsohlen auf einen noch viel dickeren Käfer steigen. Einen Wimpernschlag später spürte sie, dass die Knorpel ihres Kehlkopfs in sich zusammenbrachen wie ein Haus, in das eine Abrissbirne krachte.

Er sah sie am Boden liegen und hörte sie röcheln, während sie mit zitternden Händen ihren eingefallenen Kehlkopf abtastete. Er wendete seinen Blick ab und griff nach seiner Baseball-Kappe. Er setzte sie wieder auf und holte eine prall gefüllte Tasche aus dem Büro. Er nahm einen der 500-Euro-Scheine heraus und faltete einen Papierflieger daraus, den er mit seinem Feuerzeug anzündete. Brennend ließ er ihn in das Büro gleiten. Bevor Flammen und dichter Rauch das Vorzimmer erreichten, hingte er sich die Tasche über die Schulter, öffnete die Wohnungstüre und verließ das Appartement. Langsam ging er die Treppen im Stiegenhaus nach unten. Keine anderen Wohnungen mehr. Stattdessen Büros. In denen so spät aber niemand mehr arbeitete. Er brauchte sich also nicht einmal vor irgendjemandem verstecken. Einzig das Echo seiner eigenen Schritte hallte im Stiegenhaus.

Als er im Foyer vor der Überwachungskamera angekommen war, zog er seine Baseball-Kappe wieder ganz tief ins Gesicht.

Draußen auf der Straße zündete er sich eine Zigarette an und ging in Richtung U-Bahn-Station, während das Feuer drinnen den Rest erledigte. Als er tatsächlich eine Telefonzelle gefunden hatte, schaute er auf die alte Omega-Uhr, die lose an seinem Handgelenk hing. Dann rief er die Feuerwehr.